

Man ahnt nicht, was einem alles passieren kann

Gespräch mit Frau Christa Stepp

Seit 2011 veröffentlichen wir regelmäßig Gespräche mit Personen, die 90 Jahre oder älter sind. Diese Menschen, die in einem hohen Alter sind, möchten wir in den Mittelpunkt stellen. Sie haben viel erlebt, überstanden und wurden durch die Geschehnisse ihrer Zeit geprägt.

Frau Christa Stepp ist eine selbstbewusste Dame mit einer positiven Ausstrahlung. Sie freut sich auf das Gespräch. Ihre Erinnerungen sind ganz lebendig und sprudeln aus ihrem Gedächtnis.

Wo sind Sie geboren und wann sind Sie geboren?

Ich bin am 6.12.1927 geboren, am Nikolaustag in Braunschweig. Aber meine El-

tern wohnten in Peine. Damals wurde man nicht in Peine sondern in Braunschweig geboren.

Mein Vater ist 1898 geboren und war Arzt in Peine. Der jüngere Bruder meines Vaters, mein Onkel Heinz, lebte einige Jahre bei uns, um im Walzwerk seine Doktorarbeit zu machen. Er war praktisch mein zweiter Vater.



2 aktiv dabei

Wie viele Geschwister haben Sie?

Einen zwei Jahre älteren Bruder. Er war ein Siebenmonatskind. Das war damals nahezu tödlich, aber er hat's überlebt. Er war winzig klein und der Liebling meiner Mutter. Ich kam halt zwei Jahre hinterher und war für meine Mutter eine Mühe, die erzogen werden musste.

Das war sicher nicht so einfach für Sie.

Nein. Aber es hat mich vielleicht zu dem gemacht was ich geworden bin. Ich bin sehr selbständig und zufrieden mit meinem Leben, wo immer es sich auch abspielt. 1927 wurde unser Haus gebaut. Ein wunderschönes Einfamilienhaus, in der Nachbarschaft von dem großen Stadtpark. Ich bin praktisch auf der Straße vor meinem Elternhaus in der Gosse großgeworden, weil ich Steine geliebt habe. Hab da immer gesessen und alleine gespielt. Unser Haus wurde beschickt von meiner Mutter und zwei Hausangestellten, die der strengen Aufsicht meiner Mutter immer nur kurze Zeiten standhielten, aber immer meine Freunde waren.

Mein Vater war ein sehr beliebter Arzt. Das Wartezimmer war immer randvoll. Selbstverständlich gab es jeden Tag Sprechstunde, einschließlich Samstagvormittag. Und jede Nacht Nachtbesuche. Es gab noch wenig Krankenkassen, das heißt viele mussten die Behandlung selbst bezahlen. Da hat mein Vater grundsätzlich gesagt, wenn z.B. der Herr Meier mehr Geld hatte als der Herr Müller, dann muss der Herr Meier die Rechnung von dem Herr Müller zahlen. Das hab ich als junges Mädchen so mitgekriegt. Seine Praxis war sehr sozial.

Erzählen Sie doch noch ein bisschen mehr über Ihre Kindheit in der „Gosse“.

Mein Bruder wurde verwöhnt. Ich saß in der Gosse und dann kam manchmal ein Herr vorbei, der mir beim Spielen zusah. Eines Tages hat er bei meinen Eltern geklingelt und gefragt, ob er mich mitnehmen dürfe in seinen Schrebergarten. Und da hat mein Vater gesagt. „Ja nehmen Sie sie mal mit“. So kam ich fast jeden Nachmittag in seinen Garten. Später habe ich erfahren, er ist Lehrer. Er war auch Imker und hatte viele Bienenstöcke. Er hat mich vertraut gemacht mit der Natur, mir Bäume und Büsche erklärt, hat mir gesagt welcher Vogel welches Lied singt. Er hat mir die Bienen erklärt und gesagt, die tun nichts, wenn Du ihnen nichts tust. Ich wurde auch nie von einer Biene gestochen.

Das war für Sie eine schöne Kindheit und Sie haben viel gelernt.

Sehr. Ich habe das Gefühl, mein ganzes Leben basiert auf diesem Herrn Niebuhr. Ich hatte, bevor ich in die Schule kam, keine Freunde, aber war nie allein. Wir hatten ja immer Dackel zu Hause, dann später einen Schäferhund. Die Dackel waren meine besten Freunde. Und wenn ich in der Gosse spielte, war immer einer der Seppel dabei. Der Glatthaarseppel, später der Rauhaarseppel. Dann kam der Schulanfang und der Herr Niebuhr wurde mein Lehrer. Er hat zu mir gesagt: „Bring die ersten drei Tage den Dackel mit zur Schule.“ Das war unglaublich. Wer würde das heute noch machen? (lacht) Und so war der Herr Niebuhr. Ich werde ihn in meinem Leben nicht vergessen. Das war 33.

Er wollte beweisen, dass man die deutsche Sprache lesen und schreiben kann mit der Ganzheitsmethode. Wir waren seine Versuchs-klasse. Ich war in dieser Klasse, in der er es zum ersten Mal probiert hatte. Mein erstes Wort, was ich schreiben lernte, war das Wort „jetzt“. Das ist natürlich ein unglaubliches Wort. Aber wir haben das gelernt, wie eine Malerei oder wie eine Fotografie. Wir haben es also nachgeschrieben, immer in Sütterlin natürlich. Nach drei Volksschuljahren hat er dann meine Eltern gebeten, mich ins Gymnasium zu schicken, um zu beweisen, dass man auch mit der Ganzheitsmethode einwandfrei Deutsch schreiben kann. So habe ich eine Klasse übersprungen. Als ich in die Oberschulklasse kam, war ich vorher bei dem Herrn Niebuhr und hab bei ihm Nachhilfeunterricht bekommen, um die lateinische Schrift zu lernen. Ich hab ja nur Sütterlin gekonnt. Mit Mathe kam ich mit dem Grundwissen des kleinen Einmaleins in die Oberschule. Meine Kinder amüsieren sich heute noch und sagen immer: „Die Klasse, die Du übersprungen hast, ist die, in der die anderen rechnen gelernt haben, aber Du nicht“. Ich kann's bis heute nicht. Ach ja, während der Grundschulzeit hatte ich meine ersten Freundinnen. Das war einmal die Guddi Biehl. Das war auch erstaunlich, dass ich das einfach machen durfte und meine Mutter nichts dagegen hatte. Denn das waren ganz arme Leute. Der Vater von der Guddi Biehl war Arbeiter im Walzwerk und die wohnten in einer Dachwohnung. Ich weiß noch, da habe ich mit Hingabe Rübensaft gegessen. In meinem Elternhaus gab es immer gut gekochte Marmeladen und Honig, aber nie Rübensaft. Ich



hab das genossen. Guddi war meine beste Freundin. Und dann eine kleine, die hieß Sarah mit Vornamen. Ich nehme an, dass es eine Jüdin war. Das wusste ich damals aber nicht. Ich hatte keine Ahnung, dass Juden andere Leute sein sollten als wir. Die Sarah war plötzlich eines Tages nicht mehr da. Und ich weiß noch, ich habe zu Guddi gesagt: „Wo ist die denn geblieben?“ „Ja, das weiß ich auch nicht. Die ist weg. Die wohnt da nicht mehr.“ Der Peter Mennasse war befreundet mit meinem Bruder. Die Eltern hatten das einzige größere Kaufhaus in Peine. Und Peter hat mal zu mir gesagt: „Also wir ziehen jetzt weg. Wir ziehen nach Palästina.“ Ich hab ihn beneidet und gesagt: „Da scheint immer die Sonne. Ich beneide Dich“. Es waren für mich nie Juden. Es waren meine Freunde.

4 aktiv dabei

Wie ging es in Ihrem Leben weiter?

Dann kam die Zeit der Jungmädel. Da haben Sie keine Ahnung was das ist. Die Nazis wollten ja die Jugend erziehen. Von 10 bis 14 Jahren wurde man Jungmädel und von 14 bis 16 oder 18 kam man zum BDM. Ich war groß und hatte lange Zöpfe, hellblonde Haare, war also für die Nazis das typische Bild einer arischen Person. Man hat mich zur Schaffführerin gemacht. Das war die unterste Gruppe einer Führerin. Da bekam man so 10 oder 15 Jungmädel, die hatte ich dann zu befehlen. Ich wurde sehr schnell befördert. Dann waren an die 100 Jungmädel bei mir. Wir haben alles gemacht, was Freude macht: Wir sind gewandert, haben Theater gespielt und gesungen. Es gab jeden Mittwoch- und Samstagnachmittag Dienst, zum Ärger meiner Mutter. Und meine Mutter hat das laut gesagt. Die hat gegen diesen Hitler gewettert. Dass sie es, ohne ins KZ zu kommen, überlebt hat, lag nur an meinem Vater. Er war seit September 39 als Arzt bei der Luftwaffe. Wenn er Urlaub hatte, war sein erster Weg zum Kreisleiter, um meine Mutter durch seine Erklärungen, vor Bestrafungen zu bewahren. Meine Mutter war eine unglaubliche Person. Sie hat nach der Maxime gelebt „Tue Recht und scheue niemanden“. Das war ihre knallharte Einstellung für ihr ganzes Leben. Sie war eine tolle Frau. Ich habe halt keine schöne Kindheit gehabt, weil sie mich ein bisschen übersehen hat. Aber je älter ich werde, umso mehr weiß ich ihre Qualitäten zu würdigen. Sie war eine ehrliche Frau, hundertprozentig ehrlich, wahnsinnig klug, vielseitig begabt. Meine Mutter hat Krach mit der Partei gehabt, weil mein Bruder Führer bei der HJ Mari-

ne war und ich war Führerin bei den Jungmädel. Sie hat sich geweigert, in die „Frauenshaft“ einzutreten.

Das hat ihr nicht gepasst.

Überhaupt nicht. Und das hat sie laut gesagt. So laut, dass sie als einzige Arztfrau Kriegsdienst machen musste. Sie hat erst in einer Gashahnfabrik gearbeitet, dann im Walzwerk. Da musste sie Nachtdienst machen. Jeden Abend um sieben ging sie weg. Sie musste von der Thomasbirne, das flüssige Erz ins Labor tragen. Es war ja Verdunkelung, total schwarze Nacht und sie musste über eine lange Holzbrücke über das ganze Walzwerk zu Fuß bis zum Labor gehen, um es zur Analyse dort abzugeben. Ich weiß noch, wenn sie morgens nach Hause kam, da ging ich ja zur Schule, und sie sagte manchmal: „Das war wieder eine tolle Nacht, diese Dunkelheit, und wenn Du dann gehst und dieses glühende Ding in der Hand hast“. Die hat aus allem irgendetwas Tolles gemacht.

Dann war sie auch eine kreative Frau.

Sehr kreativ. Sie hat fantastische Bilder gemalt. Sie war schon toll. Sie die einzige Frau, die ein eigenes Auto hatte. Sie fuhr alleine zum Skilaufen. Mein Vater hat dafür gesegelt. Da mussten wir Kinder leider auch immer mit. Das war für mich als Kind stinklangweilig. Solange, bis ich größer wurde. Dann wurde ich eine leidenschaftliche Seglerin. Das kommt dann dabei heraus. Auf jeden Fall, das war also meine Jungmädelzeit. Das war wirklich eine unglaublich schöne Zeit. Solange bis 1944 dann die sogenannte Gauführerin zu sich gebeten hat. Sie verlangte, ich

müsste ab jetzt politische Schulung machen und ich habe geantwortet, dass ich dazu nicht in der Lage bin. Ich hätte von Politik keine Ahnung und kein Interesse und das wär auch nicht mein Sinn. Ich mach mit meinen Jungmädels ganz andere Sachen. Ich hab es abgelehnt. Daraufhin hat sie mir meine Führerschaft entzogen und befahl, ich sollte mich sofort beim BDM melden. Acht Tage später, wurde unsere ganze Klasse zum Arbeitsdienst eingezogen. Das war im Sommer 44, kurz vorm Abitur. Ich kam nach Oberschlesien, in ein Schloss, das lag ganz einsam von drei kleinen Häuschen umgeben. Nach drei Wochen wurde man vereidigt und zu verschiedenen Arbeiten eingeteilt. Ich wurde Lehrerin. Ich war 16 Jahre alt. Stellen Sie sich das mal vor. Ich wurde ja erst im Dezember 17. Mit 16 Jahren Lehrerin zu sein, das ist nicht einfach. Musste dazu jeden Morgen vier Kilometer in ein Nachbardorf in eine Schule gehen. Als ich am Morgens da ankam und die Lehrerin mich einweisen sollte, stand ein Rotkreuzwagen vor der Tür und diese Lehrerin wurde reingetragen, weil sie schwer an Typhus erkrankt war. Ich stand da alleine. Die hat mir noch gesagt, praktisch aus dem Auto, die Lehrbücher liegen da und da, da musst Du reingucken. Das war alles. Die armen Kinder tun mir heute noch Leid.

Da waren Sie in einer Volksschule.

Eine kleine Dorfschule 200 Kindern. Der Vormittag war eingeteilt für die ersten 100 und der Nachmittag für die anderen 100. Dass ich das nicht abgelehnt habe. So war ich, naiv und drauf eingestellt, was muss das muss.

Wie kamen Sie mit dieser Situation klar?

Die ersten drei Tage waren eine mittlere Katastrophe, weil ich ja nicht polnisch sprach. Das waren Kinder, die polnisch und deutsch sprachen. Dann hab ich am dritten oder vierten Tag, die richtigen Jungs, die so mit Ellenbogen schafften und pampig waren, die hab ich mir in der Pause geholt und gesagt: „Ihr vier müsst mir helfen. Ihr seht doch selber, ich komm nicht klar mit euch.“ Die waren ja auch zum Teil größer als ich und älter.

Da mussten Sie erst dafür sorgen, dass die Schüler Sie akzeptierten.

So ist es. Die haben mir geholfen und von dem Moment an ging alles. Aber dann Anfang Januar hieß es plötzlich die Russen kommen. Und der Treck wurde gebildet. Da wollten die Eltern mich nicht mehr zum Schloss lassen. Die haben gesagt: „Wir haben zwei Pferde und einen großen Wagen und du kommst mit.“ „Aber ich bin vereidigt ich muss ins Schloss.“ Im Schloss wurde schon schwer gepackt. Wir duften nur reichseigene Kleidung anziehen und mitnehmen. Als Verpflegung konnte jeder nur ein einziges Vanillezuckertütchen mitnehmen. Alles andere wurde im Schloss gelassen. Das was im Sommer eingemacht wurde, hat man hingestellt, weil man dachte, das Schloss wird bestimmt ein Lazarett. Wir haben alles dagelassen und sind mit dem Treck marschiert. Es war ein eiskalter Wind und die Kosaken kamen uns auf Pferden entgegen. Die Pferde hatten alle den Raureif um die Schnäuzchen. Die Kosaken hatten todernste Gesichter. Das war schon eine drückende Atmosphäre. Die

6 aktiv dabei

Pferde haben mir mehr Leid getan als die Reiter. Ich habe gedacht: die müssen jetzt an die Front gehen. Die Kosaken auf ihren Pferden waren die einzigen, die uns entgegenkamen. Alles war auf der Flucht, auch viele deutsche Soldaten.

Dann kamen auch Tiefflieger, und wir sind ganz schnell in die Gräben. Insofern war es gut, dass wir nur leichtes Gepäck hatten. Da konnte man runter und schnell wieder hoch. Irgendwann hatten wir Rosenbergs erreicht. Wir mussten lange warten bis ein Zug kam. Und das war einer mit Viehwagons, in die wir rein mussten. Wir waren 70 Arbeitsmädchen aus unserem Lager. Dann ging die Fahrt los, bis nach Breslau. In Breslau war gerade ein großer Luftangriff zu Ende gegangen und wir mussten raus aus dem Zug und uns irgendwo aufbewahren in diesem großen Bahnhof. Weil wir nicht wussten wohin und hundemüde waren, kein Platz war und der Bahnhof voll war mit Menschen, mit Vieh, mit Soldaten, mit Bombengeschädigten, habe ich mich auf die Treppe zum Schlafen legen gelegt. Der Kopf lag auf der obersten Stufe und der Hintern auf der unteren. Da hat mir ein Soldat auf die Schulter getippt und hat gesagt: „Komm her ich zeig Dir wo Du schlafen kannst.“ Er hat eine Gardine aufgemacht, da war eine Fensterbank (lacht). Ich hätte ihn fast umarmt. Die anderen haben alle gesehen, dass ich auf der Fensterbank lag, so dass ich nicht verloren ging. Ich weiß nicht mehr wie lange wir da waren, selbstverständlich ohne Essen ohne alles. Irgendjemand hat uns mal Wasser gebracht. Dann aus Breslau wieder raus, Richtung Tschechien mit dem Zug. Das war dann ein normaler Zug, da konnte man

auch sitzen, wenn man Platz fand. Dort kamen wir in ein schon belegtes Arbeitsdienstlager. In diesem Lager waren vier Betten übereinander: Wir durften das dritte und das vierte Bett belegen. Die beiden unteren waren schon besetzt. Dann haben wir Brot gekriegt. Darauf gab es Marmelade aus Tomaten. Das war unsere Ernährung. Morgens mussten wir ganz früh aufstehen und in einer Spinnerei arbeiten. Jede volle Spule musste mit dem Zeigefinger rausgeschnappt werden. Da ging bei Leuten oft der Finger kaputt. Drei Tage habe ich das machen müssen. Dann kam ich Gott sei dank zu einem Bauern bei Liboritz. Das war ein deutscher Bauer, der riesengroße Hopfenfelder besaß auf denen ich arbeiten musste. Schon nach zwei Tagen rief mich die Lagerführerin zu sich. „Du kommst jetzt zur Luftwaffe. Du musst ein Radargerät bedienen.“ Ich hatte ja keine Ahnung, was Radar ist. „Du musst da jetzt hin, da kriegst du erst ein bisschen Unterricht.“ Es gab ja die Luftwaffenhelferinnen. Das waren meistens Mädchen ab 18. Ich war ja immer noch wahn-sinnig jung, war gerade 17 geworden. Das gab es eigentlich nicht, dass eine Arbeitsmädchen zur Luftwaffe kam. Dann nannte man mich „Arbeitsmädchen im Luftwaffeneinsatz“. Ich kam ins Erzgebirge, nach Sebastiansberg nördlich von Komotau in ein Quartier von deutschen Soldaten. Da wurde mir erklärt was Radar ist und was ich tun muss. Meine Aufgabe war Höhe und Geschwindigkeit der feindlichen Flugzeuge über dem Kanal aufzufangen und an die Nachtjagd zu vermitteln. Anfang 45 komm ich von der Stellung runter ins Lager, steht ein BMW mit meinem Onkel Heinz vor der Tür. Er hat gesagt: „Geh jetzt

nicht rein, du steigst gleich ins Auto, ich nehm Dich mit nach Hause.“ Da hab ich gesagt: „Nein, ich steig nicht bei Dir ein. Ich bin vereidigt. Wir machen doch jetzt den Krieg und dann kommt die Wunderwaffe!“ Ich war überzeugt, dass wir den Krieg gewinnen. So naiv war ich. Ich habe mich geweigert, mit zu gehen. Mein Onkel war bei BMW. Er hatte zwei Fahrscheine, die er sich selber ausgestellt hatte, um eine Erklärung zu haben, warum er mit einem Privat BMW von Staßfurt bis in die Tschechei fahren konnte. Je nachdem wer ihn gerade kontrollierte, zeigte er mal den oder den Schein. Verzweifelt antwortete er mir: „Ich fahr jetzt noch in Dein Hauptquartier nach Teplitz, das sind nochmal 100 Kilometer. Wenn ich um ein Uhr hier nicht vorm Lager stehe, kommst Du nach Komotau runter. Dort warte ich unten am Bahnhof.“ Er stand wirklich um ein Uhr vorm Lager.

Sind Sie dann mit gefahren?

Dann bin ich mitgefahren. Diese Rückfahrt war schlimm. An manchen Straßenecken waren Leute aufgehängt, die geflohen waren und dann sagte mein Onkel immer: Es kann sein, dass wir jetzt lange Züge mit Menschen überholen, die alle gestreifte Anzüge anhaben, die kommen aus Arbeitslagern. Mein Onkel versuchte mich aufzuklären.

In meinem Elternhaus wohnte der Stadtkommandant. Der aß abends immer mit bei uns. Einmal hat er nichts gegessen, nur seinen Tee getrunken. Ich habe ihn gefragt, warum essen Sie nichts? Der Hauptmann antwortete: „Wir haben heute zwei geflohene Gefangene zurückgeholt und die mussten wir nach Bergen-Belsen

bringen.“ Für ihn war es ein Grund nicht mehr essen zu können. Er wusste Bescheid. Ich wusste es nicht und meine Mutter auch nicht. Aber wir haben ihm angesehen, dass es etwas Schreckliches war.

Er hat Furchtbares gesehen.

Oh ja. Er hat es natürlich gewusst. Mein Vater hat den Ersten Weltkrieg als Marineflieger und den Zweiten Weltkrieg als Lazarettarzt mitgemacht. Der wusste es sicher auch, aber die haben den Mund gehalten.

Das war die Rückreise mit meinem Onkel Heinz und die war alles andere als schön. Bis Staßfurt sind wir gefahren. Haben da übernachtet und waren am nächsten Tag in Peine.

Was haben Sie beruflich gemacht?

Ich wollte immer Medizinerin werden. Aber das ging nicht. Erstens kamen viele Soldaten nach Hause und die durften die Plätze in den Universitäten besetzen. Und zweitens war ich erst 17. Es hieß: Sie können Medizin studieren, wenn sie jetzt eine Krankenpflegeausbildung machen. Mit Examen kriegen Sie Punkte, wenn Sie Punkte haben, können Sie Medizin studieren. Daraufhin wurde ich sofort Krankenschwester. Ich wär's heute noch. Das war der schönste Beruf, den ich je hatte. Das war in der Zeit, als es weder Mullbinden, Zellstoff noch Antibiotika gab. Es gab gar nichts. Wir mussten die Tupfer aus alten Resten drehen. Die Mullbinden mussten gewaschen und wieder aufgerollt werden. Ich war in Göttingen an der Uniklinik, in die viele schwerverletzte Soldaten kamen. Die Hilfe war wirklich eine richtige Hilfe.

8 aktiv dabei

Heute muss eine Krankenschwester viel dokumentieren. Damals wurde hauptsächlich gepflegt. Wenn sie gut pflegen und richtig anfassen, gibt es eine unglaubliche Dankbarkeit. Das habe ich zweieinhalb Jahre, bis zu meinem Examen gemacht. Dann kam mein Vater aus der Gefangenschaft und wollte wieder in seine Praxis. Seine damalige Sprechstundengehilfin war längst verheiratet und konnte ihm nicht mehr helfen. Er bat mich, bei ihm in der Praxis zu arbeiten. Die Amerikaner hatten aus meinem Elternhaus den schönen Mercedes mitgenommen. Das hat meine Mutter wütend gemacht. Sonst hat sie nicht über die Amerikaner gemockert. Das waren für sie keine Feinde. Aber gleichzeitig mit dem Autoklau, hatten sie an die Garagentür einen großen Zettel geklebt auf dem stand, „researched for“. Meine Mutter hat sich geärgert, das Schild hängen sehen und es abgerissen. Infolgedessen kam nie ein Amerikaner in unser Haus. Stattdessen kamen viele andere Menschen. So hart meine Mutter war, es war für sie selbstverständlich, dass die Leute bei uns einzogen, die keine Wohnung hatten. Das Herrenzimmer wurde das das Wohnschlafzimmer einer Familie, oben in den Gästezimmern wohnten eine Lehrerin und ein Ingenieur vom Walzwerk. Jedenfalls meine Mutter war eine tolle Frau, wenn ich auch knallhart aufgewachsen bin. Klatsch gab es nicht bei ihr. Sie hatte nur eine einzige Freundin mit der hat sie sich gesiezt bis zu ihrem Lebensende. Sie war ehrlich, aufrecht, fleißig, klug, künstlerisch. Sie hatte alle guten Eigenschaften, nur mich hat sie halt nicht besonders gern gehabt.

Konnten Sie noch studieren?

Das hab ich dann angefangen, nachdem ich nicht mehr bei meinem Vater arbeiten musste. Mit seinem Auto habe ich Autofahren gelernt. Irgendwann habe ich mich gemeldet, um den Führerschein zu machen. Dazu musste ich nur einmal mit dem Fahrlehrer um den Schützenplatz fahren. (lacht)

In meiner Oberschulzeit hatte ich zwei Freundinnen. Die eine war Eva, deren Vater in Magdeburg Architekt gewesen war. Er war ein Kommunist und wurde von den Nazis sofort entlassen. Er kam nach Peine, wo seine Schwiegermutter wohnte und starb an Tuberkulose. Seine Frau war alleine und ohne Geld. Die Tochter, die Eva, war eine ganz kluge Person. Sie war immer unsere Klassenbeste und zwei Jahre älter als ich. Ihre Eltern waren u.a. befreundet mit Bert Brecht. Die ganze verbotene Kultur lernte ich durch Evas Mutter und Eva kennen. Sie wurde auch mit mir zusammen Krankenschwester. Die andere war Guni. Da hab ich den uralten Adel kennengelernt. Da gab es z.B. Hauskonzerte. Ich habe übrigens auch Klavier gespielt, hab sehr viel gesungen und war in Chören. Die beiden Freundinnen hatten gar nichts miteinander zu tun, aber ich war mit beiden eng befreundet. Guni war damals schon in Heidelberg und lernte Sprachen und hat gesagt: „Jetzt komm doch erstmal nach Heidelberg. Ich mach Sprachen, das ist ja heutzutage sehr aussichtsreich.“ Da hab ich Spanisch und Englisch studiert. In Heidelberg hab ich meinen Mann kennengelernt. Ich zog in ein Zimmer aus dem er auszog. Wir haben uns sofort ineinander verliebt. Meine erste

Zwischenprüfung habe ich noch gemacht, dann gedacht, Quatsch, du heiratest doch sowieso. Ich habe kein Examen gemacht, sondern geheiratet und Kinder gekriegt. Mein Mann, der schon seine Doktorarbeit hatte, ging ans Krankenhaus in Peine. Ich arbeitete wieder bei meinem Vater. Als mein Mann Werksarzt in einem Betrieb in Hagen wurde, zogen wir für zwei Jahre nach Hagen, bis mein Mann sich in Germersheim in der Pfalz als Internist niederließ.

Wieviel Kinder haben Sie?

Drei. Der Kai ist der älteste. Eineinhalbjahre später kam der Christian und 10 Jahre später die Meike. Als Meike ein Jahr alt war, wurde durch einen Unfall unser Leben zum Stehen gebracht. Am Pfingstsonntag 1966 machte ein Anruf den Tag zur Nacht. Christian war von einem betrunkenen Amerikaner überfahren worden. Viele schwere Verletzungen hatten ihn lebensgefährlich getroffen. Die Hilflosigkeit, diese eine Sekunde im Leben unseres Sohnes ungeschehen machen zu können, hat den festen Boden unseres Lebens zerstört. Unser Familienleben hat sich grundlegend verändert. Ich will nicht sagen zerstört, aber so ähnlich war es doch. Kai hat sich von diesem Erlebnis niemals befreien können. Er hat sich verändert. Meike war erst ein Jahr und ist mit diesem Christian groß geworden. Mein Mann und ich haben eine Zeit erlebt, die uns beiden fremd war und die wir unterschiedlich verarbeiteten. Christian ist unser Sohn geblieben. Er hat nach mühevollen Jahren des Erwachsenwerdens sein Leben mit viel Sonne gefüllt und ist ganz

einfach mein „Sonnenschein“ geblieben.

Dieser Unfall war einschneidend für die ganze Familie.

Wahnsinn. Unser Leben hat sich neu finden müssen. Vorher war das ein Himmel auf Erden. Man ahnt ja nicht was einem alles passieren kann.

Wir sind 1988 von Germersheim – dem Ort unseres Unglücks – weggezogen nach Speyer, in ein schönes Haus. Leider haben wir dieses „neue Leben“ nur noch 13 Jahre genießen können. Mein Mann ist 2001 gestorben. Ich lebe jetzt in einer Wohnung mit einer großen Terrasse. Die ist jetzt mein Garten

Haben Sie Enkel?

Ja, Christian hat eine Tochter, Meike hat einen Sohn und Kai zwei Söhne.

Nochmal zu Ihnen. Sie sind eine so selbstbewusste Frau. Aber jetzt in ihrem Alter, geht ja manches nicht mehr so wie Sie es sich wünschen.

Nein. Ich kann nicht mehr richtig laufen, die Finger tun weh. Auch mein Oberstübchen ist manchmal undicht. Gesichter und Namen kann ich manchmal nicht ordnen.

Was macht das mit Ihnen?

Gar nichts. Das trage ich mit Fassung. Ich ärger mich, wenn mir was weh tut. Aber ich habe ein Dreirad, so dass ich immer noch in meine heißgeliebte Natur komme. Und vor allen Dingen treffe ich da viele Hunde und ihre Besitzer. Ich habe gute Freunde. Ich habe oft Gäste und bin selten allein. Mir geht es gut. Ich hatte alle möglichen Gebrechen. Hatte auch einen

10 aktiv dabei

metastasierten Krebs. Das war aber schon an der Jahrhundertwende.

Haben Sie schon Hilfe und Unterstützung?

Ich hab einmal in der Woche eine Putzfee. Sie kochen auch noch?

Kochen tu ich nicht. Ich esse Joghurt, Haferflocken und Obst. Ich bin Vegetarierin.

Sie müssen doch mal was Warmes essen.

Nö, da kann ich drauf verzichten. Ehrlich. Manchmal werde ich eingeladen. (lacht).

Ich will nur sagen, ich hab im Bedarfsfall sehr nette Nachbarn die helfen.

Sie sind gut in der Nachbarschaft eingebettet.

Absolut. Hundertprozentig. Ich bin mit Abstand die älteste.

Was haben Sie noch für Ziele?

Gar keine. Ich lebe jeden Tag aufs Neue und denke absolut positiv. Wenn man so alt ist wie ich, dann ist es so wie es ist. Ich bin aus ganzem Herzen für jede Stunde dankbar. Niemand kennt sein Ende und das ist gut so.

Vielen Dank für das interessante Gespräch. Ich wünsche Ihnen alles Gute und noch viele schöne Zeiten in der Natur, die Sie so lieben.

Ria Krampitz

Das Gespräch wurde in der Ausgabe 1/2019 der Zeitschrift des Seniorenbüros Speyer „aktiv dabei“ veröffentlicht.